Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 9

Artikel: Ueber den Umgang mit Tieren

Autor: Beetschen, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635560

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber den Umgang mit Tieren.

Als Schopenhauer sich einmal in einer größeren Gesellschaft von Herzen langweilte, soll er geseufzt haben: „Wenn nur ein Hund da wäre!“ Viele, denen die stumme Kreatur, unsere Gefährtin durch das Leben, ewig ein Rätsel bleibt, werden diese Worte des Frankfurter Philosophen als direkte Beleidigung empfinden; den nicht allzu vielen aber, die mit Katz und Hund und anderem Getier gleichsam auf du und du stehen, hat der alte Herr damit nichts weiter als aus der Seele gesprochen. Zu diesen wenigen dürfte auch der Autor des Lustspiels „Im weißen Rößl“, Oskar Blumental, zu zählen sein, von dem ich einmal — es ist noch nicht so lange her — den Satz las, für ihn gebe es weder gute, noch böse Tiere, sondern nur satte und hungrige. Ich möchte auf Grund eigener Erfahrungen noch ein bißchen weiter gehn und sagen: ich kenne nur hungrige Tiere. Deshalb hab' ich mir, selbst auf die Gefahr hin, für einen Geizhals angesehen zu werden, es zur Gewohnheit gemacht, keine angebrochene Semmel, kein Stück Brot, das ich so wie so bezahlen muß, im Restaurant liegen zu lassen. Ich weiß für solche Ueberreste, die im Gasthaus doch wieder verwendet würden, sei es als Suppeneinlage oder zur Fabrikation von Semmelknödeln usw., einen bessern Endzweck. Bei Tag kriegen sie die Spatzen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet und die sich mit Hurrageschrei in wilder Gier daraufstürzen, und des Nachts die bei Sturm und Kälte auf ihrem Posten stehenden Droschkenpferde. Schon manches liebe Mal dankten mir die selber vor Müdigkeit halb eingeschlafenen Droschkenkutscher, wenn ich, ohne auf Dank zu rechnen, ihren schutzbefohlenen Gäulen im Vorübergehen so einen mitgenommenen Bissen zusteckte. Es ist mir aber auch schon passiert, daß ich, wenn ich am hellichten Tag an einem Droschkenroß vorbeikam und es gleichsam fragend den Kopf mit den traurigen Augen nach mir herumwandte, in den nächsten Bäckerladen trat und für ein Zehnerl Brot kaufte. Die Befriedigung, die ich in solchen Augenblicken beim en passant-Füttern der abgerackerten Tiere empfand, war gewöhnlich größer, als wenn ich einer Aufführung von Tristan und Isolde beigewohnt hätte.

Ich erinnere mich, als kleiner Junge von Papa ein illustriertes Buch zum Geburtstag bekommen zu haben, das den, wie mir schien, höchst überflüssigen Titel trug „Liebet die Tiere!“ Ich betrachtete es schon damals als etwas Selbstverständliches, daß man „was da fleucht und kreucht“ nicht haßt; die Geschichten freilich, die in dem Buche standen, lehrten mich das Gegenteil und erfüllten mich mit Entsetzen. Später habe ich unzählige Mal erfahren, daß, was ich auch bei Meister Hagenbeck bestätigt fand, Goethes Spruch über den Umgang mit Frauen sich mit einer kaum merklichen Abänderung auch auf unsere Tiere beziehen könnte.

Kommst den Tieren gut entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.

Freilich bei dem „Verwegen“-sein, das bei Damen nach des Dichters Rezept noch größeren Erfolg verbürgen soll, ist bei unsern „Viecherln“ nichts zu erreichen, als daß sie aufgeregt und kopfscheu werden. Ich saß im Gasthaus schon oft, zumal auf dem Land, neben einem mir gänzlich unbekannten Hund, der sich auf der Bank neben seinem Herrn niedergelassen hatte. Bei solchen Bekanntschaften kam es vor, daß der Besitzer sich wunderte, daß sein Pinscher oder Spitz sich so ohne weiteres von mir, dem Fremden, streicheln ließ. Ein anderes Hunderl wiederum freundete sich in der ersten Viertelstunde derart mit mir an, daß ein unbeteiligter Dritter, der die Szene beobachtete, zu mir gewendet meinte: „Jetzt könnt' ma scho glaab'n, Sie san der Herr!“ — Erst neulich erlebte ich den Fall, daß ein kleiner Rehpinscher, der mit seinem Herrn der nämlichen Vereinssitzung wie ich, beiwohnte, nach „Schluß der Vorstellung“ nicht etwa mit seinem „Herrle“, sondern, als ob das ganz selbstverständlich wäre, mit mir nach Hause trabte, wo er auch die Nacht bleiben wollte und blieb. Zu bemerken ist dazu, daß in diesen Fällen von meiner Seite nichts getan worden war, um die Tiere durch Lockmittel oder Leckerbissen an mich zu fesseln. Sie merken eben sofort instinktiv, ob einer sie leiden mag oder nicht; ob man ihnen „zart“ oder vielmehr guten Sinnes entgegenkommt, oder ob man sie hänseln, necken oder reizen will. „Man bittet, die Tiere nicht zu necken!“ ist eine in Zoologischen Gärten ständige, überall anzutreffende Vorschrift, die in unserm „aufgeklärten“ Zeitalter geradezu beschämend wirkt. Nein, so weit sind wir noch lange nicht, daß wir, die Jungen und leider Gottes auch die Alten, einer solchen Warnungstafel entbehren könnten. Wir rühmen uns, die Tierseele zu kennen und reden noch immer gedankenlos längst widerlegte Behauptungen nach. Sind zwei nicht gut zu sprechen aufeinander, so heißt's: sie leben wie Hund und Katz. Gewiß gibt's Hunde, die mit Katzen stets auf Kriegsfuß stehen, aber die Sache verallgemeinern, heißt der Wahrheit nicht die Ehre geben. Es gibt auf Bauernhöfen bekanntlich Katzen und Hunde. Wenn die alle einander nicht ausstehen könnten, gäb's eine schöne Wirtschaft! In den weitaus meisten Fällen aber vertragen sich Hund und Katze ganz famos. So kenne ich einen großen Hofhund, dem die Siesta in der Sonne erst dann so recht Spaß macht, wenn die zwei jungen Kätzchen des Hauses sich auf seinem ausgestreckten Leib wohnlich eingerichtet haben, d. h. den „Nero“ oder „Sultan“ als Diwan zum Schnurren und Schlafen benützen. Der freche Spatz heißt's allgemein; daß aber die Taube im Grund viel frecher ist, da sie nicht davor zurückschreckt, wildfremden Menschen das Futter aus der Hand zu picken, ihnen auf die Schulter zu hocken, — um sich davon zu überzeugen, braucht man nicht erst auf den Markusplatz von Venedig zu gehen. Ich hatte jahrelang eine schneeweiße Katze, die, wenn sie auf dem Kaminvorsprung beim Ofen hoch aufgerichtet und unbeweglich dasaß, von Besuchern oft für „nachgemacht“ gehalten worden ist. Da ihr Fell immer blank geputzt war — sie hatte ja nichts zu tun, als ihren Launen zu leben und Toilette zu machen! — fragten solche Besucher wohl auch, ob die Katze fleißig gewaschen würde, da sie so schneeweiß aussehe. Die Leute hatten offenbar keine Ahnung, daß, was einem Hund zuträglich ist, einer Katze gefährlich werden kann. Ein auf seine Gescheitheit und sein Wissen sich nicht wenig einbildender junger Mann, dem ich bei seinem Besuch bei mir meine schnurrende Katze auf den Arm gab, schien diesen seit Urgroßvaters Zeiten bekannten Ausdruck des Behagens nicht zu verstehen, denn ganz ängstlich gebot er dem Tierchen: „Willst du wohl ruhig sein?“

Wahrhaftig, wär' diese Lücke in unserer vielgepriesenen Bildung nicht himmelschreiend, — es wär' zum Lachen. Das sind so ein paar Proben, wie der Durchschnittsmensch mit den Tieren umzugehen pflegt. Die rohen Patrone und Tierschinder, denen Fr. Theod. Vischer in seinem Buch „Auch einer“ so prächtig den Text liest, nicht inbegriffen. Liest es sich nicht wie eine Mahnung an Kannibalen, nicht aber an zivilisierte Europäer, wenn zur Frühjahrszeit in Zeitungen daran erinnert wird, man möge doch beim Beginn der Froschschenkelsaison darauf achten, die ihrer Beine beraubten Tiere nicht, wie es meistens der Fall sei, mit derart verstümmeltem Leib noch am Leben zu lassen.

Was auf Massentransporten von Geflügel usw. geschieht, spottet mitunter jeder Beschreibung, und wenn einer eine liederreiche Amsel mit dem Flobertstutzen niederknallt, weil er für seine paar bedrohten Beeren im Garten mehr Verständnis hat, als für Vogelgesang, bildet er sich noch ein, ein Gott gefälliges Werk getan zu haben.

Was aber sagte Christus, als er mit den Seinen an einem Hundekadaver vorbeikam und alle scheu zur Seite traten, während ein Strahl aus seinen Augen auf das verendete Tier fiel: Seht her, was er für schöne Zähne hat!

Alfred Beetschen.